Zeitschrift: Mundart: Forum des Vereins Schweizerdeutsch

Herausgeber: Verein Schweizerdeutsch

Band: 15 (2007)

Heft: 1-4

Artikel: Neues von der Forschungsfront : Schweizerisches Idiotikon, Band XVI

Autor: Egli, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-961992

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und stuuned di ganz Pracht rundume zfriden aa. "En grüene Tuume häsch!" rüemt de Walti siini fliissig Frau und verschüücht ere zum Dank jedi fräch Flüüg[e] (Fliege), Brèèm[e] (Bremse) und d Schnaagge (Schnake).

Und im Hèrbscht? Dän lüüchtet de Chriesbaum wien e groosses Füür. De Walti günt di riiffe Öpfel und Bire und passt debii uuf, das en ekäs Wäschpi (Wespe) sticht. I der Räblaube chan er go wüme (Wein lesen). Derzue git s vil Escht an Obschtböime z schniide. De Raase mues namaal gmèèet und s Laub, wo s abewindet, grächet sii.

Nu im Winter chönd die Zwäi vom Gärtnere, vom vile Pucke (bücken), Chnüündle (knien), Abehuure (kauern) uusruebe (ausruhen). Wänn saber gschneit hät, stuuned s wider zum Fäischter uus i di wiiss anezauberet Wält!

Schweizerisches Idiotikon, Band XVI:

NEUES VON DER FORSCHUNGSFRONT

Die Hefte 212–214 im Überblick

Nahezu 150 Jahre sind es her, seit der unvergessene Friedrich Staub von Männedorf mit Unterstützung durch die Antiquarische Gesellschaft in Zürich die Arbeit zur Schaffung des «Schweizerischen Idiotikons» aufnahm, um zwanzig Jahre später, im Jahre 1881, zusammen mit dem Ap-

penzeller Ludwig Tobler die erste Lieferung des seither legendär gewordenen Monumentalwerks herauszugeben. Seit jenem Moment, da kurz nach der Mitte des 19. Jahrhunderts der entscheidende patriotische Funke gesprungen war, sind Staubs und Toblers Nachfolger ununterbrochen am Werk, unermüdlich, mit höchster Kompetenz und beispielhafter Hingabe bemüht, den gigantischen Sprachschatz der deutschen Schweiz in dem inzwischen auf fünfzehn Bände angewachsenen opus magnum festzuhalten und das Werk einem glücklichen, nicht mehr allzu fernen Abschluss entgegenzuführen. Die Arbeit am 16. Band, der sich wie schon der 15. den mit W- beginnenden Wörtern widmet, ist zur Zeit weit fortgeschritten und dürfte sich im laufenden Jahrzehnt allmählich der Vollendung nähern.

Seit eh und je erscheint das Idiotikon in Form von einzelnen, in regelmässigen Abständen publizierten Heften im Umfang von 64 Seiten. Dank dieser Erscheinungsweise hat jeder, der sich für das Forschungswerk par excellence interessiert, immer wieder Gelegenheit, sich über den Stand der Wörterbucharbeit zu unterrichten, Mal um Mal daraus neue Einsichten zu gewinnen und vertieftes Wissen über unser höchstes Kulturgut, unsere Sprache, zu schöpfen.

Die wissenschaftlichen Artikel in den nachstehend zu würdigenden Heften 212 - 214 sind von den Redaktoren Hans-Peter Schifferle (Leitung), Thomas Arnold Hammer, Niklaus Bigler, Andreas Burri, Christoph Landolt und Hans Bickel verfasst worden.

Wirbel: ein Wort, viele Bedeutungen Das Stichwort Wirbel ist aufs engste mit der Vorstellung einer Drehbewegung verbunden, sei es eine solche in der Luft oder im Wasser. Das Wort hat aber auch eine ausgeprägt rhythmisch-akustische Seite, die sich im schnellen Schlagen der Trommel (dem Trommelwirbel) manifestiert. verbreitet ist Wirbel als Bezeichnung der spiralförmigen Anordnung der Haare auf dem Kopf. Leute, die zwei Haarwirbel haben, stehen nach dem Volksglauben im Geruch, intelligent, reich, böse, trotzig oder selbstmordgefährdet zu sein... Der Wirbel ist aber auch terminus technicus für allerlei mechanische, einer Drehbewegung dienende Vorrichtungen, sei es eine Kurbel, ein Türriegel, der Handgriff der Sense usw. Von seiner konkreten Grundlage aus hat der Ausdruck eine erstaunliche Vielfalt von Bedeutungen erlangt, die sich allmählich von ihrer räumlich-dinglichen Basis entfernen und «spiralenhafte» seelische Zustände wie Unruhe, Aufregung, Auseinandersetzung, Tumult oder gar Verrücktheit widerspiegeln. Auf die Wesensart des Menschen bezogen, kann hinter dem Wirbel (auch: Zwirbel oder Zwaschpel) ein lebhaftes Kind oder aber eine wankelmütige Person stecken.

Worb

Unter einem *Worb* versteht man in der deutschen Schweiz weithin den Stiel einer Sense. Dieser kann allerdings je nach Landesgegend recht verschiedene Formen annehmen; so gibt es neben ungezählten anderen Typen das *Berner*, das *Züri-*, das *Aarauer* und das *Ur-*

ner Worb – helvetischer Föderalismus pur! Dass auch dem Berner Dorf Worb die keineswegs selbstverständliche Ehre einer Erwähnung im Wörterbuch widerfährt, hängt mit der im Bernbiet verbreiteten Redensart Gang s ga Worb oder is Boll «Komme, was da wolle» zusammen. Die Wendung lässt sich leicht erklären: Im historischen Berner Strassennetz lagen eben beide Siedlungen an der Talstrasse, so dass sich niemand, der hier von Bern aus seines Weges zog, für den einen oder den anderen Weg zu entscheiden brauchte.

Werch

Spätestens beim Durchblättern der insgesamt 64 Druckseiten zum Stichwort Werch wird der Leserin, dem Leser rasch klar, dass wir es mit einem universalen Element unseres Wortschatzes zu tun haben. In Werch, seinen Zusammensetzungen, Weiterbildungen und Ableitungen spiegelt sich menschliches Tun auf einmalige Weise. Die Liste der Bedeutungen des Wortes ist entsprechend lang. Nicht zu übersehen ist zunächst sein ethisch-religiöser Gehalt etwa in einfachen Wendungen wie Gueti Werch tue. Erwartungsgemäss fällt der Bereich der häuslichen und landwirtschaftlichen der Arbeiten markant ins Gewicht: Wösch isch e strängs Werch; Öise Chnächt chan ali Werch. Werch benennt weiter das Produkt handwerklichen, technischen oder künstlerischen Schaffens. Doch wem ist es geläufig, dass Werch auch Zeuge einer alten Handwerkskultur ist, handelt es sich doch dabei um den Hanf, dessen Fasern geschickte Hände seit den ältesten Zeiten zu Tuch zu spinnen wissen. Eben dieses Werch (hochsprachlich: Werg) ist gemeint, wenn man auf zürichdeutsch sagt: Mer händ vil Werch a der Chouchle (Kunkel) «Wir haben viel Arbeit.»

Als ein singuläres Kompendium menschlicher Regsamkeit im Guten wie im Schlechten stellen sich die unzähligen Zusammensetzungen Werch dar. Konzentrieren wir uns zunächst auf die positiven Seiten besagter Aktivität, so stechen etwa ins Auge: das Alpwerch, die von den Mitgliedern der Alpgenossenschaft gemeinsam zu leistende Unterhaltsarbeit an einer Alp; das Handwerch (weithin in der Lautform Hanterch, Hamperch usw.) als kollektive Benennung der verschiedenen Berufsgruppen oder im Sinne der Ausübung einer beruflichen Tätigkeit zu verstehen; dazu die Redensarten Vil Hamperch, vil Unglück (Wädenswil) oder Ds Hanterch hasst denand (Engi GL). Nicht zu vergessen das Mannwerch (Mannech, Mannert), ein altes Flächenmass, nach altdeutscher Tradition soviel, wie ein Mann an einem Tage mit zwei Ochsen pflügen kann; ausserdem auch: die Arbeit von Männern: «ein Mannenwerckh, darzue die Wyber nit tugentlich (tauglich) sint», Zürich 1609. Das Gegenteil davon ist das Wiiberwerch. Nennen wir ferner das Gmeinwerch, die Gemeinschaftsarbeit eines Dorfes, einer Korporation; das Räbwerch, die Arbeit im Weinberg; und endlich das Tagwerch, die alltägliche Tätigkeit, die Fronleistung für die Gemeinde.

Überblickt man die Reihe der Werch-Zusammensetzungen etwas genauer, so will einem scheinen, die

Wortbildungen mit negativer Bedeutung seien mindestens so gut vertreten wie die positiven Beispiele. Da stechen vor allem die Benennungen nachlässiger, flüchtiger, ja unbrauchbarer Arbeit besonders hervor in Ausdrücken wie Blätz-, Chinds-, Chlütter-, Chnorzer-, Dräck-, Figel-, Foppe-, Flick-, Gänggel-, Gauggel-, Gvätterli-, Hudel-, Humpel-, Laarifaari-, Lueder-, Miss-, Schluder-, Surpel- und Stümpelwerch -Wort für Wort eindrückliche Beweise für den seit alter Zeit hochgehaltenen eidgenössischen Sinn für Qualität, der alles Halbbatzige und Stümperhafte verabscheut. Abschätzigen Bezeichnungen begegnen wir auch in der sakralen Welt: Im Sprachgebrauch der Reformationszeit wurden die traditionellen Heiligenbilder kurzerhand zu Götzenwerk erklärt: «Wart erkent, das man das götzenwerck, alss dafflen, bilder...holtzwerck solt zerhouwen und armen lütten usstheillen, die kein holtz hetten» (Basel 1529). Im reformatorischen Zürich tadelt Zwinglis Nachfolger Heinrich Bullinger die eingerissene Veräusserlichung des Gottesdienstes und in dessen Gefolge «daz jüdisch zünslen, aaronisch böggenkleyden, kindischs doggelwerck und närrischs affenspil» (1527). Das disqualifizierende Wort Zünselwerck könnte mit Blick auf den Weihrauchund Kerzengebrauch der katholischen Kirche der Reformator Ulrich Zwingli geprägt haben. Was Häxewerch braucht wohl nicht weiter erklärt zu werden. In der anrüchigen Kunst der Hexerei wurde zwischen dem kleinen und dem grossen Hexenwerk unterschieden: «Scharfrichter mussten auch

das grosse und das kleine Hexenwerk verstehen.» (1838) Er cha s chlii Häxewerch, und s grooss triibt er (Luzern). Gleichbedeutend wie Häxewerch sind die Ausdrücke Strudelwerch sowie Tüüfelswerch, verhüllend Tüünerswerch.Närrisches Treiben findet seinen sprachlichen Niederschlag, besonders zur Fasnachtszeit, im Naarewerch, einem Wort, das den ganzen Bereich vom humorvollen bis zum gedankenlos-leichtsinnigen Tun abdeckt. «Nach dem Mittagessen wurde gewöhnlich das Narrenwerk getrieben, das heisst, man tröhlte einander im Stroh herum» (Gotthelf).

Ein wichtiges Zeugnis der schweizerischen Rechtsgeschichte schliesslich ist das Schällewerch, ursprünglich ein tragbares, mit Schellen versehenes Schandgerät zur öffentlichen Kennzeichnung von Übeltätern, später zur Bezeichnung eines Gefängnisses oder eines Zuchthauses verschoben. Das Wort hat die penible Institution überdauert. Während man heute dazu neigt, Delinquenten systematisch wegzusperren, legte man in früheren Zeiten Wert darauf, solche so sichtbar wie möglich der öffentlichen Schande und Demütigung zu überantworten. I ds Schälewerch choo «zu einer Gefängnisstrafe verurteilt werden»; Böös haa (= chrampfe) wien e Schälewäärcher (Bern).

Dass zum Universalwort Werch auch eine Reihe von Verben gehört, liegt auf der Hand, allen voran das in vielen Facetten schillernde werche, das erwartungsgemäss zunächst «tätig sein, handeln» bedeutet, von da aus sich in mancherlei Richtungen weiter-

entwickelt: «sich anstrengen, etwas bearbeiten, Land bewirtschaften, sich bewegen, anschwellen (vom Euter der Kuh) oder schwinden (vom Holz)». Reizend sind auch hier die sprichwörtlichen Einsichten: Chind erzüüche ischt au gwerchet (Elsau ZH), S Gält werchet am meischte; Wol aagräiset ischt halbe gwerchet. Rings um das einfache Verb gruppieren sich verschiedene Weiterbildungen, etwa das noch heute gebrauchte, wenn auch schwer übersetzbare (z)leidwerche; das an Bedeutungen reiche verwerche «verarbeiten, bewältigen, seelisch verwinden, jemanden verprügeln» (!). Vom erwähnten Schälewerch abgeleitet ist schälewerche «Zuchthausarbeit verrichten»; zu Ruuchwerch («grobe Handlangerarbeit») gesellt sich ruuchwerche «etwas roh bearbeiten, behauen»; bollwerche (von Bollwerch) heisst: militärische Schutzbauten errichten; gmeinwerche (vom erwähnten Gmeinwerch) lässt sich leicht als Gemeindefronwerk begreifen; fuerwerche (Abkömmling von Fuerwerch) erfreut sich eines besonders weiten Bedeutungsspektrums: zunächst «das Fuhrwesen betreiben», sodann «hantieren, umgehen mit etwas»: Er het mit Filz gfuerwerchet; «Bis anhin hatten sie allerdings mit Lügen Verleumund den gefuhrwercket» (Gotthelf); und schliesslich im Sinne von «wirtschaften»: Die beide hod (sic!) guet gfuerwerchet mitenand (Thurgau). Ein ausdrucksstarkes Synonym für hochdeutsche «missglückt, verpfuscht, verworren» ist das Partizip Perfekt unseres Verbs: verfuerwerchet: Das isch e verfuerwercheti Gschicht.

Werd

Dieses alte Wort ist zwar unserer heutigen Sprache gänzlich abhanden gekommen, doch lebt es immerhin in zahlreichen Orts- und Flurnamen weiter, sei es allein oder in vielen Zusammensetzungen wie Güldi-, Nider-, Schönenwerd, Werdhölzli, Ober-, Werdmättli. Auch in Familiennamen blüht das Wort unverdrossen weiter: Werder, Gwerder, Amgwerd, Werdmüller, von Werdt. Und der Sinn des geheimnisvollen Wortes? Der Ausdruck lässt sich zurückverfolgen bis zu seiner indogermanischen Wurzel *uer, deren Bedeutung sich mit «wehren, schützen» umschreiben lässt. Fassbar wird der Begriff im Althochdeutschen in der Gestalt von werid, was im Mittelhochdeutschen zu wert verkürzt erscheint und in diesen frühen Stufen des Deutschen eine Insel oder Halbinsel, unter Umständen ein wasserfreies Land zwischen Sümpfen benannte. Werid, wert, Werd war lange Jahrhunderte neben dem Begriff ouwa, ouwe (man vergleiche die Inselnamen Reichenau, Ufenau, Schwanau) die dominierende Benennung eines von Wasser umflossenen Geländes, wurde aber seit althochdeutscher Zeit immer mehr durch das dem Latein entstammende Insel (lateinisch insula, althochdeutsch îsila) verdrängt. Dass diese Verdrängung aus der lebenden Sprache erst zu einer Zeit stattfand, als die Orts- und Geländenamenbildung in der deutschen Schweiz bereits abgeschlossen war, erhellt aus der grossen Dominanz der hiesigen Werd- und dem seltenen Auftreten von historischen Insel-Namen.

Wert und Unwert

Wie die Stichwörter Werch und werche, so zielen auch Vokabeln wie werd/wert, wirdig, Wert und viele Verwandte davon auf einen grundlegenden Aspekt des menschlichen Lebens: auf die Frage nach dem Wert von Handlungen, Denkweisen und Dingen jeglicher Art. Auch auf diesem ideell und materiell gleichermassen wichtigen Gebiet ergeben sich reizvolle Einblcke in die Eigentümlichkeiten unserer Deutschschweizer Mundarten.

Das Eigenschaftswort werd/wert unterscheidet sich der Bedeutung nach nicht grundsätzlich vom entsprechenden hochdeutschen Wort, indem es sich sowohl auf den qualitativen als auch auf den quantitativen Wert von etwas bezieht. Wievil isch d Bruut wert? Das ist die Frage, die sich früher beim brauchmässigen Spanne bei einer Hochzeit stellte. Der Sinn des Spannens (auch uufhebe genannt) bestand darin, einen Hochzeitszug auf der Strasse durch Spannen von Stricken oder mit Stangen aufzuhalten und vom Bräutigam ein «Lösegeld» zu heischen.

Das unscheinbare Wort werd ist sehr beliebt in Redensarten: Etwas ist nid de Huuffe, kän Rappe wert; es hat aber auch die Kraft, persönliche Zuneigung und Wertschätzung auszudrücken: Das ischt e werts Meitji (Visperterminen): «Sie kommt bei den Jungen gut an»; wert choo «willkommen sein»; Si sind nis beed wert choo (Gsteigwiler) «Sie waren uns willkommen.» Was das genaue Gegenteil eines werden (willkommenen) Menschen ist, kann man aus einem zürichdeutschen Spruch erfahren, den meine Mutter gelegentlich zu zitieren pflegte:

Am eerschte Taag en wèèrde Gascht, am zwäite Taag en Überlascht, am dritte Taag en Uflaat, wän er nüd häi gaat.

Das exakte Gegenteil von werd ist natürlich uwerd: «unbeliebt, nichtsnutzig, unwillkommen». In Schaffhauser Mundart klingt dann das so: Uwerd wien e Sou im Judehuus.

Was wir soeben auf der Ebene des Adjektivs werd und uwerd beobachtet haben, lässt sich auch beim entsprechenden Substantiv Wert und Uwert verfolgen, wobei letzterem die ganze Skala von Geringschätzung und Abneigung und daneben der Stachel der Mühsal eignet: Me mues Uwert lieb haa (Elsau).

In der weitverzweigten Sippe von werd/Wert taucht auch das Unikum Pfänningwert auf, ursprünglich «Wert eines Pfennigs», ein Wort, das eine erstaunliche Bedeutungskarriere vorzuweisen hat: Der Pfänningwert erweitert sich zunächst zum Begriff «Ware», dehnt sich aus zu «Brot», wird zur «preiswerten Speise», springt über auf «ein Stück Vieh», sinkt ab zum Schimpfwort («A. K. ist als ein unnützes Pfenwert von der Statt Bern verwisen worden») und benennt häufig «angemessenen Anteil», die «Portion» in bezug auf Essen, Trinken oder Arbeit. E Schlückli übers Pfämet» (Schaffhausen) ist ein Schluck zuviel; I ha mis Pfämet (Zürich) bedeutet: Ich habe meine Arbeit beendet, oder auch: Ich habe meinen Anteil erhalten.

Nicht übersehen dürfen wir neben der bedeutungsmässigen Souplesse des Wortes auch seine lautliche Wandlungsfähigkeit in den Deutschschweizer Mundarten: Neben dem *Pfäm(m)et* und *Pfämmert* spricht man da und dort auch von *Fämet* und *Pfärmet*. Es wäre sünd und schade, dieses Kuriosum aus unserem täglichen Wortschatz zu verstossen.

werden – ein Herkules unter den Verben

Unserem schweizerdeutschen Verb wèrde/wèèrde kommt in der Welt der Tätigkeitswörter privilegierte eine Stellung zu. Verben haben in unserer Sprache ohnehin schon einen bedeutenden Platz, indem sie - wie die neuere Grammatik lehrt - nicht nur Vorgänge, Handlungen und Zustände beschreiben, sondern recht eigentlich das Zentrum bilden, um das sich die übrigen Glieder des Satzes wie die Planeten um die Sonne herumbewegen. Unser Verb wèèrde kann aber noch mehr! Im Laufe der Jahrhunderte sind ihm verschiedene wichtige grammatische Aufgaben zugewachsen bzw. aufgebürdet worden. Zunächst ein paar Notizen zu den Leistungen von wèèrde als «Normalverb»:

In der älteren deutschschweizerischen Schriftsprache wohnte dem Verb die Bedeutung «eintreten, geschehen, geboren werden» inne: «Nach des abtes tod ward ein krieg» (1335); «Es werde liecht. Und es ward liecht» (Bibelübersetzung 1525); *I de Bèèrge bin i woorde* «In den Bergen bin ich geboren» (Jakob Senn); «Die hochzit ward ze pfingsten» (1335); *Mags ächt*

gwèèrde? «Muss man noch lange warten?»

Ein weiterer Bedeutungszweig zielt auf den Aspekt des Zuteilwerdens und Empfangens: *Was me schüücht, das wird eim* (Luzern); «Ich weiss nitt, ob üch der brieff worden sye oder nitt» (Zürich 1525); *Dem laan i s wèèrde* «Dem werde ichs heimzahlen.»

Vertrauter als die genannten Beispiele sind uns die Verbindungen zwischen wèèrde als sogenannter Kopula und einem Haupt- oder Eigenschaftswort, häufig gebraucht zur Kennzeichnung eines Wandels, des In-einen-anderen-Zustand-Gelangens: Du wosch mis Froueli wèèrde? - Lueg au, wirdisch jo tropfnass! (Meinrad Lienert). Von hier ist es nicht mehr allzu weit zu ei-(«elliptistark verkürzenden ner schen») Ausdrucksweise: es wèèrde «ein Amt erlangen»; aber auch: «das Spiel verlieren»: Häsch bim Jasse ggune? Näi, i bi s woorde (Bülach).

Im Folgenden werfen wir nun einen Blick auf die Art und Weise, wie das Verb werden in der älteren wie in der heutigen Sprache fundamentale grammatische Aufgaben wahrnimmt. Dabei wird werden zum flexiblen und unentbehrlichen Hilfsverb:

• Die deutschschweizerische Schriftsprache des 14. - 16. Jahrhunderts kannte einen Gebrauch von werden, der das Eintreten einer Handlung oder eines Zustandes signalisierte, indem es mit der Grundform (Infinitiv) eines zweiten Verbs kombiniert wurde: Sy wurdent zesamen vechten «Sie begannen gegeneinander zu kämpfen» (1335). Die nachstehenden Beispiele verdeutlichen

in ihrer Abfolge das einstige Blühen und das allmähliche Absterben der obigen Konstruktion anhand von älteren und jüngeren Bibelübersetzungen:

«Und sy wurdent lüstlen in der wüesten und versuochtend Gott in der eynödy» (Zürich 1525); «Ein schnöder glust kam sy an» (1707); «Sie hegten ein gelüste» (1868); «Sie wurden lüstern» (1931).

- Weit ins Mittelalter zurück lässt sich der Gebrauch von werden als Ausdrucksmittel der Zukunft (Futurum) verfolgen; es handelt sich der Form wie wohl auch der Entstehungsweise nach um die gleiche Konstruktion wie im vorangehenden Abschnitt: «Es wirtt in kürz zuo euch kuman meinster Uolrich Gering. Der wirtt euch unterrichtenn vonn allenn sachenn» (1501); bei Jeremias Gotthelf finden wir den schönen Satz: Es ischt geng wie geng und wird geng eso blibe. Die werden-Zukunft (wie sie auch genannt wird) ist in der bodenständigen Mundart trotz ihrer starken Präsenz in der Schriftsprache nie wirklich heimisch geworden.
- Eine weitere grammatische Stärke von werden als Hilfsverb ist seit Jahrhunderten und bis auf den heutigen Tag seine Fähigkeit, das sogenannte Vorgangspassiv zu bilden: Es wird mordsvil Gschiir verheit (Jakob Stutz) «Es wird sehr viel Geschirr zerschlagen.» «Und was ir ward gegeben, das gab sy ales gentzlich von ir den armen.» (Elisabeth Stagel).
- Das Verb werden spielt wie in der

Standardsprache auch eine dominierende Rolle bei der Bildung des Konjunktivs Präteritum (Konjunktiv II). Im hochdeutschen Formensystem stehen nebeneinander: Ich bliebe und (mit Umschreibung durch werden): Ich würde bleiben; er käme und er würde kommen. Diese sogenannte würde-Form erfreut sich sowohl in der älteren Deutschschweizer Schriftsprache wie auch in den heutigen Mundarten grosser Beliebtheit: Wir wurden sehr erschräcken (1672) «Wir würden sehr erschrecken.»; Wenn alls esoo wäär, den wor s mer au gfalle (Appenzell).

• werden eignet sich ferner hervorragend zum «Tönen» und «Färben» bestimmter Aussagen im Sinne einer Vermutung, einer Bestätigung, der Ironie, des Tadels und dergleichen: «Von Land und statt wurt man üch tryben (1551) («...wird man euch wohl treiben»); Mer hend wele hei gaa, es würt um ölfi, zwölfi ummer gsi sii «Es dürfte um 11 oder 12 Uhr gewesen sein.»; Wiirsch goppel nüd wele waarte «Du wirst doch wohl nicht warten wollen.»; Wird sii «So wird es wohl sein.»; Wesch globe «Glaub mir!»

Nur nebenbei sei auf den grossen Formenreichtum bei der Konjugation des Verbs allein schon bei der würde-Form hingewiesen: Dem einheitlichen standarddeutschen würde(n) stehen je nach Region Varianten wie wurd, wurt, wuur, woor, wüür gegenüber.

Die Wortfamilie «werfen»
Haben wir vorhin einen Blick auf die 64

Seiten über die Wortfamilie Werch, werche getan, so kommen wir nicht umhin, uns hier mit einem weiteren Schwergewicht der Hefte 213 und 214, nämlich der Sippe von werfen, auseinanderzusetzen. Auch bei diesem Ausschnitt aus dem nur mit äusserster Anstrengung noch überblickbaren Ackerfeld der schweizerdeutschen Mundarten gelangen wir auf 42 Seiten in den Genuss einer lexikologischen Studie von ungeahnter Dichte und Tiefe.

Zahlreiche schriftliche Quellen des 15. und 16. Jahrhunderts legen Zeugnis ab vom Werfen im spielerischen oder sportlichen Sinne. Der Luzerner Stadtschreiber und Chronist Renward Cysat (1545 - 1615) berichtet darüber, wie die Zünfter und Handwerker seiner Vaterstadt sich am Aschermittwoch die Zeit mit Zechen vertrieben und «sich und andre besudlen und in Brunnen werfen». Chugle werffe mit bleigefüllten Holzkugeln galt in ländlichen Gegenden als beliebtes Mannschaftsspiel. Weitere Spiele waren Eier werffe an Ostern, Spiess werffe mit Haselstecken; Stäcke werffe war ein beliebtes Wurfspiel der Hüterbuben. Um ein regelkonformes Werfen eines Gegners handelt es sich beim altschweizerischen Schwingen, dem Kräftemessen Mann gegen Mann. Gegenseitiges Bewerfen mit Schnee scheint bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts so beliebt gewesen zu sein, dass die Behörde es verbieten zu müssen glaubte: «Swer den andern wirft mit schnewe, der git 3 s (Schillinge), als dik so ez geschicht (sooft es vorkommt).

Vom konkreten Sinn des sich körperlich mit Schwung Bewegens aus sind dem Verb werfen auf durchaus nachvollziehbare Weise verschiedene abstraktere Bedeutungen zugeflogen, etwa in Ausdrücken wie «jemand in Kosten und Schaden werfen»; einen «in lümden werfen» (verdächtigen, anschwärzen). Von da ist es nur ein kleiner Schritt zum Hegen negativer Gefühle und Haltungen überhaupt: «Es were iro inn trüwen leid, das ir eeman ein söllichen widerwillen an sy gworffen»; Schi heind enandere de Hass gworffe. Wie immer lohnt es sich, bei so vitalen Verben wie werffe ein besonderes Augenmerk auf sprichwörtliche Gebrauchsarten zu haben: etwas wiit werffe bedeutet «von sich weisen»; De Bängel hööch werffe «hohe Ansprüche stellen»; über d Achsle werffe «beiseite schieben, vergessen»; eine ab der Chanzle werffe «jemandes Ehe verkünden»; eim der Büntel/de Hund/der Bese / de Sack vor d Tür werffe «jemanden/m eine Absage erteilen, eine Abfuhr bereiten».

Bemerkenswert, aber angesichts der Bedeutungsfülle nicht weiter erstaunlich ist die Anzahl der Verben, die von unserem Grundverb aus gebildet sind: aa-, ab-, abe-, ii-, um-, ume-, uuf-, überwerffe und viele mehr. Bei manchen von ihnen stossen wir zunächst auf eine konkret-dingliche Bedeutung mit vielen Übergängen ins Redensartliche und Metaphorische.

Angesichts der eben festgestellten Fruchtbarkeit der werfen-Sippe sind wir nicht verwundert, auch auf dem Feld der Substantive diverse verwandte Trouvaillen anzutreffen. Da ist der leicht zu erklärende *Werffer*, sodann die *Werffi*, der Ort, wo etwas hingewor-

fen wird; der Werfflig ist ein Schlag oder eine Maulschelle. Am weit verbreiteten Wurff kommen wir unmöglich vorbei, der eine ganze Reihe Bedeutungen sportlicher, militärischer, finanzieller Art abdeckt und uns auf so verschiedene Gebiete wie das des Kartenspiels und der Tiergeburt verweist. Vom genannten Wurff gibt es natürlich zahlreiche Unterarten, von denen wir hier nur den Besewurff »Verputz an Aussenmauern», den Windwurff «vom Sturm gefälltes Waldholz» - wer denkt da nicht an Lothar (26. Dezember 1999)? - und den Firwurff, die uralte Verjüngungsmethode der Oberwalliser Weinbauern in Form eines tiefen Grabens im Rebgelände, erwähnen. Das nächste Stichwort, Würffel, gibt aufgrund spätmittelalterlicher Textbelege Kunde von der einstigen, durch behördliche Verbote stark schränkten Faszination und - zugleich - den Schattenseiten des Würfelspiels. Aus den Zitaten zum Thema Würffel fällt ein trübes Licht auf den Umstand, dass in den Schweizer Städten des 14. bis 18. Jahrhunderts den durchreisenden Juden «Würfelgaben» im Sinne eines willkürlichen Zolls abgepresst wurden. Jud, gib mir Würfel! lautete gegenüber den Juden die Formel, «um den Grimm der Christen zu stillen» (J. J. Scheuchzer). Nicht unerwähnt bleibe die Mischtwürffi, der Ort, wo man seit eh und je den Viehmist zu deponieren pflegt. Im Zürichdeutschen ist die Bedeutung des Wortes teilweise zum Begriff für Unordnung und Durcheinander abgeschwächt.

woorge, wüürge

Zweifellos haftet der Wortsippe von woorge/wuurge und wüürge das Odium des Mühevollen und Gequälten an, zunächst einmal im rein physiologischen Sinn der im Halse stecken bleibenden Nahrung, des Hinunterschlingens von Speisen. Der Begriff des Würgens und Gewürgtwerdens weckt auf Anhieb unangenehme Vorstellungen, die leicht auch in seelische Bereiche hinüberspielen, etwa im Zusammenhang mit dem Hinunterschlucken von Kummer, Verdruss oder Wut: I ha mii Erger abegworgt. Die Vorstellung der zugeschnürten Kehle erscheint noch ausgeprägter in den verschiedenen Präfixbildungen wie *erwoorge* «aus Mangel an Atemluft ersticken»: «O Eidtgnosschaft, ich sorg, ich sorg dass din Glückh nit bald noch erworg am Strickh des Gelts und frömbder Lieb» (Johannes Mahler 1674) - was für ein erstaunlich aktuelles Wort!; Si säge, d Schulden und Sorge, die mache si schier z verworge (Ruedertal AG); ums Verworge = um jeden Preis. Neben woorge/wuurge steht das seltenere, praktisch synonyme woorgle/wuurgle, von dem aus wir weiter zu wüürge übergehen können, dessen kausative Funktion («ersticken machen») zum vorigen woorge/wuurge im selben Verhältnis steht wie hänke zu hange, stecke zu stäcke, verschrecke zu verschräcke usw. Dieses wüürge hat eine starke volkskundliche Komponente, indem das Würgen einer Person am Namensoder Geburtstag, zum Teil auch am Neujahr, in manchen Gegenden der deutschen Schweiz bis weit 20. Jahrhundert zum traditionellen

Brauchtum gehörte: Gäll, du hesch hüt Geburtstag, chumm, i würg di! Der «tiefere» Sinn des Würgens lag darin, den seinen Namens- oder Geburtstag Feiernden zu einem Geschenk oder einem Festessen zu nötigen. Die Gabe an den oder vom Jubilar wie auch das Festmahl zu dessen Ehren war die Würgete: «Den 28. Januar hab ich ein Würgeten in meinem Haus geben» (Bern 1676).

würke

Das mundartliche würke stimmt in weiten Teilen mit dem Sinngehalt des hochdeutschen wirken überein, dies sowohl in praktisch-alltäglichem Zusammenhang (S Greeti het in der Chuchi gwürkt) als auch in sakralem Umfeld: «Lasset uns Gott betten, dass er seinen heiligen Geist in uns wirken mache» (J. Meyer 1702). In diesen religiösen Kontext gehören Wendungen wie Buoss würken, Wunder würken: «Wer selig sin will, der würck buoss» (1549). Der berühmte Walliser Thomas Platter (1499-1582) notiert in seiner spannenden Autobiographie schmunzelnd den katholischen Brauch, am Aschermittwoch den Gläubigen nach der Morgenmesse «ein wenig Eschen» auf die Stirn zu streichen, «welche so viel gewürket, dass sie alsbald von der Thorheit gelassen, witzig (klug) worden unndt in siben Wochen kein Vleisch mehr gessen haben; muess gewisslich ein kreftig Pülverlin sein.»

würke hat aber auch seinen Platz im tätigen Leben, etwa in der Metallbearbeitung: «Ein krone, dü (die) meisterlich gewürket si von gold»; ferner auf dem Feld der Textilbearbeitung, speziell in der Bildweberei und beim Herstellen von Strümpfen, ausserdem im hauswirtschaftlichen Bereich im Zusammenhang des Teigknetens: «Mache einen rechten dicken Teig, würcke ihn wie einen Eyerküchlein-Teig» (Bern 1749). Ein Mann des Handwerks ist auch der Sarwürker oder sarwürchel, welcher sar (Rüstungen) herstellt.

Wiiwaarm und Verwandtes

Das Stichwort «warm» weckt ganz im Gegensatz zu wurge/würge freundliche und angenehme Assoziationen. Kein Wunder daher, dass die ganze Wortfamilie zur Bildung origineller Vergleiche und humorvoller drucksweisen neigt. Wieviel Sarkasnus steckt allein schon im Ausdruck waarm saniere, das heisst: ein baufälliges Gebäude durch Brandstiftung beseitigen (Synonym: em Brändli verchauffe). Nidwarmi Äsche haa bedeutet: fast nichts verdienen. «Kalt und warm haben» heisst: alles zum Leben Notwendige besitzen. Das ged mer weder chalt no warm bedeutet hingegen: Das lässt mich kalt. Mit warme Händ schänke meint «noch zu Lebzeiten Gutes tun». Ein alter Abschiedsgruss lautet: Händ i warm! oder Händ i warm und bhüet i Gott! (Meinrad Lienert). Das Adjektiv warm hat natürlich auch einen unmittelbaren Bezug zum Wetter: Jänner nass und warm, dass Gott erbarm; E warme Herbscht git e lenge Winter (Bellwald 1969). Chüewarm ist die frisch von der Kuh gemolkene Milch; im Luzernischen ist e chüewarms Buuremeitschi eine lebensfrohe Tochter vom Lande, gewöhnlich mit

dem Nebenbegriff «schön». I will s aber grad ase chüewarm säge bedeutet «etwas rundheraus sagen». Von chüewarm nicht weit entfernt sind fuessund brüewarm: See, see, wie redscht ä, Vatter! Me würd nüd mäine, de chèèmisch brüewarm us de Chile! (Ernst Eschmann ZH).

Stark verbreitet ist die Neigung, aus dem Eigenschaftswort ein Hauptwort zu machen: Waarms oder Waarms zielt auf ein warmes Getränk, eine warme Suppe, eine warme Mahlzeit. Es Glas Waarme nä bedeutet «ein Glas warmen Weins (Glühwein) trinken». Unter Wii-Waarm versteht man Glühwein oder eine dicke Mehlsuppe mit Zugabe von Wein. Das Wiiwaarm gilt als spezielle Diät für Kranke und Wöchnerinnen, nach (en, nach dem Lexikographen Josua Mahler «speyss für die kindtbetteren und lässer» (zu Ader Gelassenen), und wird bei festlichen Anlässen wie Taufe, Hochzeit, Leichengeleit, aber auch an der Fasnacht geschätzt.

Die Verben waarme und wèèrme gehören eng zusammen und stehen im gleichen Verhältnis wie die oben erwähnten Wortpaare woorge/wuurge und wüürge sowie die dort angeführten analogen Beispiele. waarme redet vom Warmwerden, wèèrme vom Warmmachen. Nebst dem konkreten Gebrauch (D Händ, d Milch wèèrme kennt wèèrme einen solchen auf ökonomischer Ebene im Sinne von: zu Wohlstand gelangen, finanziell profitieren: Er hed si schöön chönne wèèrme (dank einer Erbschaft).

Das Schwesterwort waarme mit seinen Präfixbildungen er-, ver-, vert-

waarme zählt zu jener besonderen Kategorie schweizerdeutscher Verben, die, von einem Adjektiv (chalt, schön, root) ausgehend, das Eintreten in den im Wortkern angedeuteten Zustand kennzeichnen. Es sind dies die sogenannten Inchoativa: Es hät gwaarmet «Es ist warm geworden.»; Bim Schaffe vertwaarmischt «...wird dir warm». Dieser Inchoativa-Gruppe ist auch eine ausgesprochen psychologische Seite eigen, die sich am besten umschreiben lässt mit «sich einleben, Fuss fassen, vertraut werden, sich begeistern, in Rage geraten». Ein Kapitel in seinem berühmten Buch «Anne Bäbi Jowäger» hat Jeremias Gotthelf überschrieben mit «Wie Meyeli erwarmet», d. h. wie sich die Heldin nach ihrem Einzug als Süniswiib auf dem Hof einlebt.

Wermuet

Der Wermut, von den Pflanzenkundigen Artemisia absinthium genannt, erfreut sich seit Menschengedenken grosser Beliebtheit als Gewürz- und Heilpflanze. Aufgrund der lautlichen Nähe des Krautnamens zur Wortgruppe von warm, Wärme wird dem Wermutwein auf volksetymologischer Basis eine «innerlich wärmende Wirkung» zugeschrieben. Im Volksglauben gewährt der Wermut (Wermuet, Wermet, Werumiete, Wurmuet, Murmuet, Murwed) Schutz vor dämo-Erscheinungen: Nimmnischen Hämpfeli Wermuet in Sack, dänn cha der nüüt passiere! In der Volksmedizin hat die Heilpflanze seit alters einen hohen Stellenwert: Wermuet gueti ischt, aller Chriitrun (Kräuter) Mueter ischt (Lötschental).

Wurm

Nicht nur - wie im vorangehenden Abschnitt - die Pflanzenwelt, auch die Tierwelt ist im Schweizerdeutschen Wörterbuch exemplarisch berücksichtigt: Dem weithin hochmütig verachteten Wurm in seinen verschiedenen Erscheinungsformen vom Oorewurm bis zum Züselwurm sind im Heft wohlgezählte 22 sach- und wortkundliche Seiten, mithin 44 Spalten gewidmet. Die Übersicht am Kopf des Wurm-Artikels zeigt, dass, ausgehend vom Regenwurm, eine Vielzahl von Lebewesen, Schädlingen, Parasiten und Krankheiten unter dem Generalnenner «Wurm» ihr Wesen treibt. Schlangen und schlangenähnliche Tiere, selbst Fabeltiere, können als Wurm gelten, ebenso Insekten und ihre Larven, Maden in Nahrungsmitteln, ja selbst die Seidenraupen. Aber auch Menschen können mit der Benennung «Wurm» gemeint insbesondere schwache wehrlose Individuen, hilflose Kinder, aber auch intrigante, freche Kerle. In verhüllender Ausdrucksweise kann mit «Wurm» sogar der Teufel anvisiert Angesichts der mannigfachen Bedrohungen, welche die verschiedenen Würmer für unsereins darstellen können, ist es nicht zu verwundern, dass der Mensch schon früh in Abwehrmassnahmen in Form von Beschwörungsformeln, sogenannten Wurmsegen, sein Heil suchte: «Wurm oder Würmlein, gross oder klein...so musst du dich scheiden vom Fleisch, Gebein oder Geblüt...»

Der Wurm in seiner eigentümlichen Existenz ist auch Ausgangspunkt diverser Redensarten: Würm im Chopf

haa heisst verdriesslich, schrullig sein, verrückte Ideen haben; De Wurm im Hirni haa «betrunken sein» (Twann). Aus dem 16. Jahrhundert ist die Fügung «einem das würmli in die nasen bringen» überliefert, soll heissen: jemanden ärgern. Von den Dutzenden Zusammensetzungen mit «-Wurm» als zweitem Wortglied greifen wir hier lediglich heraus: den Giitwurm «Pustel, Mitesser»; den Holzwurm, der im Volksglauben weithin als Künder des Todes gilt; den Lindwurm, von dem der Chronist Johannes Stumpf 1548 zu berichten weiss: «Es hat auch in etlichen wilden töblern der sonnengebirgen helvetischer landen etwan grausame lintwürm gehebt», und den oben erwähnten Züsel- oder Zündelwurm, hinter dessen Namen sich der harmlose Leuchtkäfer verbirgt.

Der Wurm existiert aber nicht nur in zig Hauptwörtern, sondern auch in Verben wie wurme, wurmse und wurmsere. Wurme hat viele Bedeutungen: Pflanzen von Raupen säubern, Würmer sammeln zum Fischen, mit Würmern fischen, wurmstichig sein (von Früchten), sich wie ein Wurm im Schmerz winden und krümmen. Das Verb hat aber auch verbreitet eine emotionale Konnotation mit der Bedeutung «beunruhigen, ärgern, umtreiben»: Es wurmet i mer ine; Es tuet mer wurme; Das wurmt do inne. Was haben diese lapidaren Beschreibungen des Gefühlslebens mit dem Wurm zu tun? Die Antwort liegt auf der Hand: Allen diesen Wendungen ist die lebhafte Vorstellung eines beklemmenden Gefühls eigen, das sich im Innern der Seele wie ein Wurm nagend und bohrend

bemerkbar macht. Die Ausdrucksweise vom bohrenden Wurm im Seeleninnern dürfte allerdings kaum deutschschweizerischem Terrain gewachsen sein. Der junge Goethe hat die Wendung mehrfach verwendet; vielleicht hat sie dank ihm im ausgehenden 18. Jahrhundert geradezu den Status eines Modewortes erlangt und mag in dessen Triumphzug auch im Schweizerdeutschen heimisch geworden sein. Immerhin verfügen unsere Mundarten auch ohne «Wurmen» über ein ansehnliches Arsenal von Verben, die seelische Betroffenheit und Verletztheit signalisieren, etwa biigge, bore, figge, fuchse, gnaage, hecke, töie.

warne

Den Schluss des Heftes 214 bildet das Verb wa(a)rne, ein Wort, das bereits althochdeutsch als warnôn warnên bezeugt und sämtlichen germanischen Sprachen geläufig ist. Es steht auch im Zusammenhang des modernen deutschen Wortschatzes keineswegs isoliert da, ist es doch eine Weiterbildung des althochdeutschen warôn «achten, beachten», so dass die nahe lautliche und sinnmässige Verwandtschaft mit den hochdeutschen Verben wahren, bewahren, wahrnehmen sozusagen mit Händen zu greifen ist. Das in der alten deutschschweizerischen Schriftsprache bezeugte Reflexivum sich warnen «sich vorsehen» bewegt sich somit in der Nähe all jener Verben, deren gemeinsamer Nenner das aufmerksame Beobachten und Im-Auge-Behalten ist. Die Entwicklung zur heutigen Hauptbedeutung «auf eine Gefahr hinweisen, drohendes Unheil signalisieren» ist damit vorgezeichnet: Me hät en gwarnet, aber s hät nüüt gnützt. Nicht überaus verwunderlich, dass warne im Land einer hochentwickelten Uhrenindustrie sich auch auf das schnarrende Geräusch des Schlagmechanismus einer Uhr kurz vor dem Schlagen beziehen kann. Beim Zürcher Oberländer Jakob Stutz lesen wir: I goone au nüd ab em Ofen abe, bis s uf die nüüni gwarnet hät. Unser warne spielt auch in manchen vorab zürcherischen – Dörfern beim Läuten der Kirchenglocken eine Rolle, indem das Wort das erste oder zweite Vorläuten (eine ganze bzw. eine halbe Stunde vor dem Gottesdienst) bezeichnet.

* * * * *

Wer je das Glück hat, eines Idiotikon-Hefts oder -bandes ansichtig oder noch besser! - habhaft zu werden, lasse sich diese Gelegenheit nicht entgehen. Denn jede Seite dieses Werks öffnet die Augen für die bezaubernde Buntheit und den überwältigenden Reichtum unserer heimischen Dialekte, vermittelt leuchtende kleine Begegnungen mit bedeutenden Geistern unseres Landes und ermöglicht einen singulären Einblick in eine tausendjährige Literatur-, Sprach-, Kultur- und Geistesgeschichte der deutschen Schweiz. ALFRED EGLI

DANK AN JÜRG BLEIKER

Dargebracht anlässlich einer kleinen Überraschungsfeier der Gruppe Zürich am 11. Mai 2007 in Winterthur

Liebe Jürg,

mir sind hüt zämechoo zum Diich fiire. Drüüedriissg Jaar häsch Du öisi Gruppe Züri presidiert, es Dritteljaarhundert, es Mäntschenalter lang. Das isch e böimigi, e groossartigi Läischtig! Für die unverwüeschtlich Tröji, wo d Du an Taag gläit häsch, wämer Dir hüt ganz hèrzli tanke. Du häsch das Amt mit de grööschte Sälbverstäntlichkäit, mit vil Witz und Scharm gläbt. Nie hät mer i all dène Jaare en Süüfzger über Dini Uufgaab vo Dir vernaa, Du bisch für das Presidium äifach geboore. Zum das verstaa, mue mer nu echli luege, was Du im nüünzähundertvieresibezgi ales i Dis Amt mitpraacht häsch: En jugedliche Schwung und en gwichtige germanischtische Rucksack, poorzet vole mit de beschte Sache us der Werchstatt vom Profässer Hotzeköcherle ggüüfnet dur Dini latinischtisch Bildig.

A die säb Ziit vo 1974 chan i mi na guet psine. S hät doo echli Wèèrwäisse ggèè, wèr ächt d Naachfolg vo Dim Vorgänger Werner Morf sel übernèè. Das Wèèrwäisse hät aber nüd lang tuuret, wil dänn glii klaar woorden isch, das Du d Kompetänz, de nöötig Humoor und de rächt Mumm häsch für dèè Poschte. Da isch ekäs Evaluazionsverfaare nöötig gsii. Mir händ al gmèrkt,